



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Italienische Eindrücke : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Prozeß durch, so beträgt sein Honorar für die Prozeß- und Verhandlungsgebühr allein 128 Mark. Diese Zahlen sprechen deutlich.

Es wäre thöricht und ungerecht zugleich, wenn die Ärzte diese günstigere Lage der Rechtsanwälte bemängeln wollten; aber sie sollte ihnen ein Sporn sein, entweder jede Einmischung des Staats in ihre rein geschäftlichen Angelegenheiten von der Hand zu weisen, oder alle Hebel in Bewegung zu setzen, um vom Staat ähnliche günstige Arbeitsbedingungen zu erlangen, sich zu einer Standesgenossenschaft zusammenzuschließen und eine Standesordnung zu schaffen, die vom Staate nichts verlangt als seine Anerkennung, eine Standesordnung, die nach ähnlichen Grundsätzen eingerichtet ist und arbeitet wie die Anwaltskammern, die in ihren Organen den Willen und die Macht hat, ihre geschäftlichen äußern Beziehungen wie ihre innern Angelegenheiten nach feststehenden, aber entwicklungsfähigen, Zeit und Ort angepassten Vorschriften zu regeln und auf ihre Mitglieder den Zwang auszuüben, ihre Berufsgeschäfte gewissenhaft zu betreiben und sich innerhalb und außerhalb ihres Berufs der Achtung, die er erfordert, würdig zu zeigen. Diese Forderungen sind ebenso weit entfernt von den undurchführbaren Träumereien der Sozialisten wie von der jede vernünftige Entwicklung hemmenden Zügellosigkeit der strengen Individualisten: sie verlegen die Hauptthätigkeit der Reform in den ärztlichen Stand selbst und verlangen vom Staate nur die gesetzliche Billigung der Formen, innerhalb deren sich die freie ärztliche Thätigkeit zum Heile der Ärzte selbst, des Staats und des Publikums entfalten soll. Ohne Selbsterkenntnis freilich, ohne die Erkenntnis, daß ein großer Teil der sozialen Schäden, unter denen der Stand leidet, nicht in äußern Dingen, sondern in den Ärzten selbst liegt, ist diese Reform, die Reform von innen heraus, entweder ganz unmöglich, oder sie bleibt Flickwerk, wie die Abdämmung eines Flusses, dessen Quellen ungeschwächt fortbestehen.

Seehof

H. Böing



Italienische Eindrücke

(Schluß)



er Universitäten hat Italien zu viele, aber bisher hat keine der kleinern Gemeinden ihre alte Hochschule — und alt sind sie alle — hergeben wollen. Größere Bedeutung haben nur wenige, so vor allem Neapel mit viertausend, das ehrwürdige Bologna, die älteste und berühmteste aller, mit über zweitausend Studenten.

Sie sind vielfach noch in ihren alten, aus der Renaissancezeit herrührenden

Grenzboten II 1895

75

Gebäuden untergebracht, palastartigen Bauten um offene Säulenhöfe, die voll sind von den Denkmälern und Erinnerungen einer vielhundertjährigen Geschichte. Wie großartig ist doch der Hof der Sapienza in Rom, wie anziehend die schlichte, edle Frührenaissance der Bogenhallen von Pisa, wie majestätisch der ionische Säulenhof Sanjovinos in Padua, wie überwältigend die Hallen des Archiginnasio (des alten Universitätsgebäudes) in Bologna mit der Fülle bunter Wappenschilder der dort seit Jahrhunderten Promovierten in den Bogenhängen, auf Flur und Treppe, dem ganz in Zedernholz geschnitzten, einst weltberühmten anatomischen Theater mit den Standbildern der hervorragendsten bolognesischen Mediziner seit Mondinus, dem Begründer der modernen Anatomie, und den weiten Sälen der Fakultäten, die jetzt die Universitätsbibliothek bergen! Von den alten Kollegien Bolognas, die freilich hier wie in ganz Italien niemals die Bedeutung gewonnen haben wie an den französischen, englischen und auch deutschen Universitäten, besteht heute nur noch ein einziges, und zwar in seinen alten, wohl erhaltenen Räumen an der Via di Saragossa, das spanische Kolleg des Kardinals Egidio Albornoz von 1364, ein Viereck um einen Hof mit offenen Galerien auf Rundbogen und kurzen, stämmigen Säulen, davor ein Garten mit alten Bäumen hinter hoher guelfischer Zinnenmauer, das lebendige Bild des ausgehenden italienischen Mittelalters. Noch jetzt ist es Besitz der spanischen Regierung, die hier acht junge, für die diplomatische Laufbahn bestimmte Edelleute studiren läßt und den „Rektor“ des Kollegiums ernennt. Die alte korporative Verfassung der Stiftung ist also erloschen, und das gilt überhaupt von den alten Einrichtungen der italienischen Universitäten. Die alten „Nationen“ sind mit den ausländischen Studenten verschwunden, und etwas ähnliches wie unsere deutschen Studentenverbindungen giebt es nicht. Nur landsmannschaftliche Beziehungen und politische Gesinnungsgemeinschaft begründen gewisse Zusammenhänge, aber keine Organisation der Studentenschaft. So viel sich gegen unsere Verbindungen oder wenigstens gegen ihre Ausartungen sagen läßt, der völlige Mangel irgend welcher Einrichtungen dieser Art in Italien hat doch seine sehr bedenklichen Folgen. Bei der lebhaften Empfänglichkeit der Italiener verfallen sie sehr leicht irgend welchem demagogischen Einfluß, der Beredsamkeit irgend eines Schreiers, was dann wohl zu stürmischen Auftritten führt. Die Universitätsbehörden aber haben gar keine Möglichkeit, mit der Studentenschaft wirklich zu verhandeln, weil sie eben gar keine Organisation, also auch keine Vertretung hat, die zugleich die Bürgschaft für die Ausführung einer Vereinbarung übernehmen könnte in der Voraussetzung, daß sie bei ihren Leuten Gehorsam fände. Es ist alles wie Trieb sand, und der liberale Radikalismus, der mit der Neugestaltung Italiens zur Herrschaft gelangt ist, steht allen alten genossenschaftlichen Vereinigungen feindlich gegenüber.

Wie die große Mehrheit der italienischen Studenten zum nationalen Ge-

danken steht, kann niemand entgehen, der ihre Universitätspaläste aufmerksam durchwandert. Jeder muß vielmehr den Eindruck gewinnen, daß ihm die gebildete italienische Jugend mit Begeisterung zugethan ist. Denn überall erinnern Marmortafeln an die Kommilitonen, die für Stalien gefallen sind. In Bologna wird der ganze Zeitraum von 1794 bis 1867 als eine große Einheit zusammengefaßt und den Geliebten nachgerühmt, sie hätten gelehrt, daß „Wissenschaft und Freiheit verbunden sind,“ in Pisa und Padua sind solche Tafeln den Opfern der Kämpfe seit 1848 gewidmet.

In der Errichtung von Universitäten ist einst Stalien allen andern Ländern Europas vorangegangen, und auch in jeder andern Beziehung war es das erste moderne Land Europas, Florenz das Vorbild aller modernen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Bekanntlich hat es diesen Vorrang längst eingeübt, und zumal in wirtschaftlicher Beziehung ist das jetzige Stalien nicht ohne weiteres ein modernes Land, mit Ausnahme etwa des westlichen Oberitalien mit Mailand, Turin, Genua, Livorno. Mailand bezeichnete mir ein Italiener als die geistige und wirtschaftliche Hauptstadt des ganzen Landes, das venezianische Leben dagegen als ein Traumleben (*vita di sogno*). In der That tritt der Mangel an industriellen Anlagen in den meisten Teilen augenfällig hervor. Weder Verona noch Bologna, weder Florenz noch Neapel noch vollends Rom kann man als Industriestädte im modernen Sinne bezeichnen; die hohen Schornsteine und „die Rauchwimpel der Zivilisation“ fehlen durchweg. Es wird auch in Deutschland viele Leute geben, die sie nicht gerade vermissen, weil sie im heutigen Fabrikwesen nicht ohne weiteres den Gipfelpunkt der Kultur zu erkennen vermögen. Dafür hat sich das Handwerk, namentlich das Kunsthandwerk, begünstigt durch alte Überlieferung, vorzügliche Vorbilder, Geschmack und Intelligenz in großer Vollkommenheit erhalten und weitergebildet, und es ist dabei merkwürdig, wie fest die einzelnen Zweige an bestimmten Orten haften. Unübertroffen ist noch heute Venedig in seinen Glaswaren, Glasmosaiken, Bronzen und Kupferwaren, Florenz in zierlichen Strohflechtereien, schönen geschnitzten Holzrahmen, feinen Juwelierarbeiten und den prachtvollen, unverwüstlich farbensönen Mosaiken in hartem Stein (*pietra dura*), Rom ebenfalls in Glasmosaiken und Kupfergefäßen, Neapel in Korallenschmuck und Schildpatt, Sorrento und Capri in feinen Intarsiarbeiten. Allgemein verbreitet ist die Nachbildung von Kunstwerken im eigentlichen Sinne, großartig entwickelt die Photographie, die Marmorarbeit und der Bronze-guß. Da der ganze Betrieb notwendig handwerksmäßig, persönlich bleiben muß, so ist der Produzent oft zugleich der Verkäufer, ohne Zwischenhandel und ohne Konzentration. Wie viele kleine Geschäfte in Intarsiawaren giebt es allein in Sorrent, wo fast jedes zweite Haus eins aufzuweisen hat! Und wer einmal die Arkaden des Markusplatzes, die Läden des Lungarno, des Pontevecchio und der Via Tornabuoni in Florenz gemustert hat, die zugleich

die Kauflust unwiderstehlich locken und den Geschmack durch das bloße Anschauen dieser Herrlichkeiten befriedigen, der wird den Italienern gern den Vorrang zugestehen und für ähnliche Schaufenster in deutschen Städten nur noch eine sehr mäßige Bewunderung übrig haben.

Große Schätze lassen sich freilich mit solchen Betrieben nicht sammeln, und daher ist Italien gegenwärtig in seiner finanziellen Entwicklung hinter andern Kulturländern zurückgeblieben. Dafür kennt es aber auch manche Übelstände nicht in dem Maße, wie sie anderwärts auftreten. Nur an verhältnismäßig wenigen Stellen häufen sich dort die Massen der Fabrikarbeiter derart an wie bei uns, von dem wasserkopfähnlichen Anschwellen unsrer Großstädte ist dort wenig zu merken — von den Städten, die ich gesehen habe, zeigen nur Rom und Neapel ein rascheres Wachstum —, und die Sozialdemokratie hat dort bei weitem nicht die Bedeutung wie in Deutschland. Übrigens geschieht auch manches, um ihr entgegenzuarbeiten; namentlich giebt es in Nord- und Mittelitalien zahlreiche Vereinigungen von Gewerbetreibenden verwandter Berufszweige zu gegenseitiger Unterstützung (*società cooperative*), und das Sparkassenwesen ist ziemlich ausgebildet. Die soziale Krankheit ist freilich auch in Italien vorhanden; nur liegt sie dort weniger in den industriellen, als in den ländlichen Verhältnissen. Alle die Eroberungen und Erschütterungen, die über die Halbinsel gegangen sind, haben nichts an der Erbschaft des Altertums zu ändern vermocht, der Vorherrschaft des Großgrundbesitzes. Nur selten ist der Behauer Eigentümer des Bodens, dem er seinen Reichtum abgewinnt, meist nur der Pächter oder der Tagelöhner. Einen freien Bauernstand hat Italien nicht, außer im Westen der Potiefebene und in einigen südlichen Landschaften. In weiten Strichen, wie in Toscana, wiegt die Halbpacht (*mezzadria*) vor, bei der der Eigentümer die Hälfte des Ertrags, oft *in natura*, erhält und der Pächter auf jährlicher Kündigung steht; anderwärts herrschen günstigere Formen des Pachtverhältnisses. Selten nur bewirtschaftet der Eigentümer (*possessore*) einen Teil seines Grund und Bodens selber; gewöhnlich sitzt er in einer großen Stadt, überträgt einem Generalpächter die Verwaltung seiner Güter, der ebenfalls in der Stadt sitzt, und hält höchstens einige Sommermonate hindurch *Villeggiatura* auf einem künstlerisch ausgeschmückten Landsitz in schattigem Park. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch das jedem auffallende, meist schadhafte und halbverfallne Aussehen so vieler ländlichen Gehöfte, denn eigentlich hat niemand ein Interesse daran, sie behaglich und wohnlich zu gestalten. Die soziale Frage ist daher in Italien wesentlich agrarischer Natur. Gerade hier könnte durch innere Kolonisation sehr viel geholfen werden, denn die Wald- und Sumpfwüste der Maremnen und die Einöde der römischen Campagna, über denen jetzt im Sommer die Malaria, die Fieberluft brütet, könnten Tausenden von fleißigen Bauern Ackergrund geben, wie sie ihn einst gegeben haben. Statt dessen läßt man all-

jährlich Tausende und Abertausende hinüber nach Südamerika ziehen — im einzigen Hafen von Neapel lagen Ende April drei große Dampfer mit Auswandern zur Abfahrt bereit —, hat doch Italien allein unter allen romanischen Ländern Westeuropas eine starke Volksvermehrung. Einzelne Anläufe sind ja gemacht worden; in einigen Teilen der Maremmen, um Orbetello, Grossetto und nach Pisa hin sieht man zahlreiche neue Gehöfte, von der Campagna wird jetzt immerhin der zehnte Teil angebaut, es giebt landwirtschaftliche Vereine u. dergl. Aber eine gründliche Änderung zum Bessern wird gerade hier äußerst schwer werden. Denn der landesübliche Parlamentarismus, das unvermeidliche Ergebnis der politischen Entwicklung, legt die Regierungsgewalt in die Hände der Signori, der größern Grundbesitzer, und die auf dem „Volkswillen“ beruhende Monarchie des Hauses Savoyen ist bei weitem nicht stark genug, den Eigennutz dieser Aristokratie zu brechen. Daher auch die radikale Färbung, die in manchen Strichen Italiens, wie in der von Alters her unruhigen Romagna, die agrarischen Bestrebungen gern annehmen. Mir wurde z. B. von einem katholischen Geistlichen aus Nassau erzählt, in Ancona habe die Stadtbehörde am 1. Mai, der in Mittel- und Süditalien ziemlich unbemerkt blieb, den gesamten Fahrverkehr in der Stadt völlig eingestellt, um Massenansammlungen möglichst zu verhindern, und er, der Berichterstatter, sei, da er sich durch seine geistliche Tracht kenntlich machte, mehrmals mit dem lauten Rufe begrüßt worden: *Evviva l'anarchia!*

Diese Verhältnisse sind um so ungünstiger, als der Landbau für Italien ganz ohne Vergleich das Hauptgewerbe bildet und es hoffentlich auch bleiben wird, denn dazu ist es durch die üppige Fruchtbarkeit des Bodens bestimmt, der dem Lande, in Verbindung mit der Kunstindustrie, die wichtigsten Ausfuhrgegenstände liefert. In der Weinausfuhr müßte Italien eine der ersten Rollen spielen, wenn nicht die erste, denn vom Fuße der Alpen bis zur Südspitze Siziliens ist es sozusagen mit Weinpflanzungen bedeckt, nur daß die jetzt meist noch herrschende Behandlung das Getränk nicht haltbar genug macht. Für den eignen Verbrauch — und dort ist der Wein wirklich das Nationalgetränk — würde immer noch mehr als genug übrig bleiben. Ob er freilich bei gesteigerter Ausfuhr so gut, rein und wohlfeil sein würde, wie er heute ist?

Die Besitzverhältnisse, die dem italienischen Landbau zu Grunde liegen, hängen aber noch mit einer andern Erbschaft des römischen Altertums zusammen, mit der wirtschaftlichen und politischen Herrschaft der Städte über das gesamte Land. Seitdem sich in der ältesten Zeit aus Gründen der Sicherheit die Besiedlung in festen, womöglich auf einer Höhe angelegten Städten konzentriren mußte, besteht dieses Verhältnis ununterbrochen fort. Auch die germanischen Eroberungen haben daran auf die Dauer nichts geändert; der langobardische Adel, von dem die spätere italienische Aristokratie der Hauptsache nach abstammt, hat vielmehr gerade durch seine Vereinigung mit der städtischen

Kaufmannschaft jenes Patriziat begründet, das im elften und zwölften Jahrhundert die freie Verfassung der Städte in Mittel- und Oberitalien und damit die Vorbedingungen zu der glänzenden Kulturentwicklung schuf, deren Denkmäler wir noch heute bewundern. Den einzigen ernstesten Versuch, diese Vorherrschaft der Städte zu brechen, machte Friedrich Barbarossa, und es ist ihm bekanntlich gelungen, im Frieden von Konstanz 1183, den man oft genug fälschlich als eine Niederlage des Kaisertums aufgefaßt hat, das Landgebiet, die „Grafschaft,“ politisch von den Stadtgemeinden zu trennen und seine Verwaltung an kaiserliche Beamte zu bringen. Hätte dies längern Bestand gehabt, so hätte sich in Ober- und Mittelitalien ein ähnlicher Zustand gebildet wie in Deutschland und vielleicht auch ein freier Bauernstand; aber die Schöpfung des Hohenstaufen brach nach kaum fünfzig Jahren wieder zusammen, und das alte Verhältnis stellte sich wieder her. Seitdem gibt es keine Selbständigkeit des platten Landes in Italien. Zwar wird unmittelbar von den Städten aus nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Grund und Bodens bewirtschaftet, namentlich von weniger bedeutenden Orten aus, wo man morgens die Feldarbeiter ausziehen und abends heimkehren sieht. Im übrigen gibt es zahlreiche dorfartige Ansiedlungen (villaggi), die z. B. in großen Teilen Toscanas vorherrschen, oder zahllose Einzelhöfe, die den Charakter der Potiefenne bestimmen; aber politisch selbständige Landgemeinden, also Dörfer nach deutscher Art, hat Italien nicht, alle jene Ansiedlungen sind eben sozusagen nur örtlicher Natur, politisch gehören sie zu irgend einer Stadt, bilden mit ihr zusammen das Commune. Bei Angaben von Einwohnerzahlen italienischer Städte muß deshalb stets zwischen der Stadt als solcher (città) und als politischer Bezirk (commune) unterschieden werden. Bologna hat z. B. als Stadt 116 000, als Kommune 139 000 Einwohner, Ravenna 12 000 und 60 000 u. s. f. Das kleine, hochgelegne Fiesole beherrscht noch heute weithin das Arnothal, dessen ländliche Bewohner es nach Florenz viel bequemer hätten. Auch äußerlich tragen die ländlichen Ortschaften nach unserm Begriff einen städtischen Charakter, denn sie bestehen durchweg aus eng aneinandergebauten Steinhäusern, die im Süden großen, fast fensterlosen Kasten mit backofenähnlichen Dächern gleichen und etwas ganz afrikanisches haben. Außerlich sperrt sich die Stadt gegen das Land viel mehr ab als in Deutschland, denn meist sind die alten, malerischen, zinnengekrönten Mauern noch erhalten, und an ihren Thoren wird die Verbrauchssteuer auf alle Lebensmittel (dazio consumo) erhoben, eine sehr ergiebige Einnahmequelle. Innerlich aber ist der Zusammenhang sehr viel enger als bei uns; der Landmann (contadino) sieht in der Stadt nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den politischen Mittelpunkt der ganzen Gegend und ist gewöhnt, mindestens an allen Markt-, Sonn- und Festtagen dort zu verkehren, was dem städtischen Straßenleben einen großen Teil seiner Eigentümlichkeit giebt.

Von diesen Verhältnissen wird das Aussehen der italienischen Landschaft ganz wesentlich mit bestimmt. Die Gegensätze sind groß, obwohl bei weitem nicht so groß wie in Deutschland. Im Norden breitet sich zwischen Alpen und Apenninen die weite, einförmige Poebene, in ihrem östlichen Teile nur selten von isolirten Höhen, wie den anmutigen Euganeen und den Monti Berici, unterbrochen, aber für das Auge weithin beherrscht von den Steilwänden der Alpen mit ihren leuchtenden Schneekämmen oder von den langen Rücken der Apenninen. Zwischen hohen Dämmen zieht langsam der mächtige, aber wenig belebte Po dahin, in höherer Lage als die Ebene; in breitem, größtenteils mit Geröllmassen ausgefülltem und trockenliegendem Bett schießt die graugrünliche Flut der von den Alpen und dem Apennin herabströmenden Flüsse dem Po oder dem Meere zu, rasch anschwellend zu zerstörender Höhe, wenn ihnen die Schneeschmelze oder Regengüsse plötzlich die Wassermassen aus den nackten Kalkgebirgen zuführen. Breit in der Ebene hingestreckt, oft, wie z. B. Padua und Ferrara, von Kanälen durchzogen, liegen die Städte; dazwischen ist das tischflache Land mit zahllosen Einzelhöfen übersät und von Feldern bedeckt, und auf ihnen ziehen sich in endlosen, geraden Reihen die eigentümlich zugestutzten Maulbeerbäume und Pappeln hin, zwischen denen sich die Weinranken schlingen. Dann und wann taucht auch ein Herrensitz mit üppigen Parkanlagen auf, während eigentlicher Wald völlig fehlt. Im Osten, nach der Adria hin, dehnen sich weite, offene, sumpfige Flächen und tiefe Wassergräben, in denen abends die Frösche unermüdlich konzertiren. Gegenüber dieser in ihren großen Zügen immer gleichförmigen Landschaft bietet die eigentliche Halbinsel ein viel mannichfaltigeres Bild. Überall zeigen sich näher oder ferner die langgestreckten Züge des Apennin, oft zerrissen und zackig, die höchsten Teile selbst im Süden noch Anfang Mai mit Schnee bedeckt, davor Ausläufer und isolirte Höhenzüge, dazwischen engere und weitere Thalebenen, jedes Stück verschieden von dem andern, die Flüsse auch hier, selbst im Westen, ziemlich raschen Laufs, aber in geschlossenem Bett, zuweilen nicht unansehnlich, aber wenig oder gar nicht schiffbar; die uralten Städte oft hochthronend auf Bergesrücken, nicht selten noch umgeben von ihren Mauern aus römischer oder gar etruskischer Zeit, von hohen Kastellen noch überragt, höchst unbequem gelegen für den modernen Verkehr, der seine Eisenstraßen möglichst in der Ebene führt und sie daher beiseite läßt, das platte Land bald, obwohl gut bebaut, doch auf lange Strecken scheinbar fast menschenleer, wie z. B. zwischen Rom und der alten neapolitanischen Grenze, weil die Bewirtschaftung von den Städten ausgeht, bald von Dörfern und Einzelhöfen dicht besetzt, wie z. B. in der herrlichen Landschaft am Südfuße des Apennin zwischen Pisa und Pistoja und im ganzen nördlichen Toscana, in Umbrien und in der Terra di lavoro. Alles steht hier im reichsten Anbau, nirgends reicher als auf dem tiefschwarzen vulkanischen Boden der gesegneten Campagna felice, wo über kleinen Getreidefeldern und

gartenartigen Gemüsepflanzungen die Maulbeerbäume mit Weinranken in so dichten Reihen stehen, daß man auf längern Strecken fast in einem niedern lichten Laubwalde zu sein glaubt; die Berghänge sind bedeckt mit silbergrauen, knorrigen Bäumen und Weingeländen, und hinter hohen Mauern, die im Süden oft mit roten Kaktusblüten überschüttet oder mit den seltsamen Formen des Feigenkaktus besetzt sind, prangen Feigenbäume, Orangen- und Zitronengärten voll dichtgedrängter Früchte im dunkeln Laube. Uns Deutschen fehlen die saubern, behäbigen Dörfer mit ihren Baumgärten, fehlt vor allem der frische, kühle, schattige Wald, denn die Abhänge des Apennin sind meist kahles, graues Kalkgestein und von Wassersfurchen wild zerrissen, und wo es etwas Wald giebt, da besteht er, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, aus dunkeln, immergrünen Steineichen, die nie so recht frisch aussehen, oder aus jungen Buchenbeständen, wie im Albanergebirge, die man, wie es scheint, auch nicht sehr alt werden läßt, oder aus niederm Gebüsch, das nur von ferne wie Wald aussieht.

Die Schönheit der italienischen Landschaft liegt in den Linien und Farben, der engen Verbindung von Meer und Gebirge, der Vereinigung einer nicht naturwüchsigen, sondern gepflegten üppigen Vegetation mit der bildenden Kunst unter dem tiefblauen Himmel des Südens. Ein Land wie Oberbayern mit seinen dunkeln Nadelwaldungen, wildem Gebirge, rauschenden Bergwässern, wüsten Mooren, mächtigen freien Ackerbreiten und weiten Wiesenflächen, seinen dünnbesetzten Städten und behäbigen, breitgelagerten reinlichen Dörfern, das uns so anheimelt, zumal wenn wir zurück über die Alpen kommen, muß einem Italiener den Eindruck eines halben Urzustandes machen. Die Schönheit seines Vaterlandes empfindet er sehr wohl. O, Capri è bella! sagte mir mit einer gewissen Begeisterung ein einfacher Droschkenfutscher, und für die bella Napoli schwärmt jeder Neapolitaner. Aber er wird diese Vorzüge nicht wandernd genießen, sondern am liebsten im ruhigen Anschauen von dem kühlen Gartensaale oder der Terrasse einer Villa aus; und er will mit der Natur die Kunst verbinden. Er stellt weiße Marmorstatuen zwischen die dunkeln, hohen Lorbeerhecken, und wo ein klares Wasser vom Berge herabrauscht, da wird er ihm schwerlich seinen natürlichen Lauf lassen, sondern er wird es über Marmorterrassen herableiten in ein Becken, das Nymphen und Tritonen überwachen. Auch darin zeigt er, daß er einem durchaus städtischen Volke angehört, während wir Deutschen noch immer ein Bauernvolk sind.

Und doch wird sich niemand dem eigentümlichen Reiz italienischer Landschaftsbilder entziehen können. Unweit des imposanten Felsenthores der „Beroner Klause“ ist am großen Bogen der raschen Etsch Verona gelagert, umringt von grünen Höhen mit den weißen Villen und den trotzigen, gezinnten Mauern des Castello di S. Pietro, der alten Burg Theodorichs, Dietrichs von Bern, und darüber erhebt sich der Schneekamm der Alpen, während

nach der andern Seite das Auge weithin schweift über die Schlachtfelder bis zum weißen Turme von Custozza. Wieder ganz anders erscheint Florenz von der aussichtsreichen Hügelstraße (Viale dei Colli) und dem großartigen Piazzale Michelangelo mit seinem David in der Mitte oder dem stimmungsvollen Friedhof bei San Miniato aus gesehen: gegenüber schimmert das uralte Fiesole auf seinem Bergsattel, dessen Abhänge mit Oliven und Weinpflanzungen bedeckt sind, weit und breit dehnt sich das reich bebaute Arnothal mit Schlössern, Villen und Höfen, über allem erheben sich die schroffen, grauen Massen der Apenninen, von deren höchsten Teilen noch im April der Schnee in die blühende Landschaft schaut, und mitten drin in weiter Thalebne liegt die Stadt selbst, aus deren Häusermasse hier die stolze Domkuppel Brunelleschos neben dem schlanken Campanile Giottos, dort der trozige Wehrturm des Palazzo vecchio über hoher Zinnenmauer aufragt. In offner grüner Ebne erstreckt sich Pisa, aber höchst malerisch in weiterer Entfernung von den geschwungenen Linien und scharfen Zacken des Apennin umgeben, den man weit bis nach der Riviera hin verfolgen kann, während von der andern Seite der silberne Spiegel des Mittelländischen Meeres aufblitzt. Nichts charakteristischer dann als eine Höhenstadt wie Perugia hoch oben auf isolirtem, steil ansteigendem Berggrücken über der Ebne, namentlich bei wechselnder Beleuchtung. Dann erscheint die malerische umbrische Landschaft bald dunkelblau, bald hellblau oder violett; hier leuchtet ein weißes Gehöft oder eine Ortschaft plötzlich auf, dort verschwindet eine andre im Dunkel, oder ein Regenbogen steht im Osten über den Apenninen und dem Tiberthale, und über das westliche Hügelland hängen die grauen Schleier, bis wieder die sinkende Sonne durch die Wolkenbank bricht und alles, Stadt und Landschaft, mit goldnem Schimmer übergießt. Und mit diesem wechselnden Farbenspiel verbinden sich so scharfe Linien, daß man wohl begreift, wie diese Gegend die Heimat einer großen Malerschule hat werden können, auf deren Bildern man diese Hintergründe überall wiederfindet. Vollends auf dem Wege nach Rom wechselt ein prächtiges Landschaftsbild mit dem andern: Assisi, die Stadt des heiligen Franziskus mit dem Mutterkloster seines Ordens auf kolossalen Substruktionsmauern am Ende des Stadthügels, den noch die Rocca maggiore (große Festung) und dahinter die graue Wand des Monte Subasio überragen, das alte Spoleto am Fuße seiner trozigen Herzogsburg, dann jenseits der wild zerrissenen Schluchten und Felsmassen, die das Thal der Tiber und der Nera scheiden, Terni am Eingange einer grünen Thalebne mit dem Schneehaute des Gran Sasso über den blauen Randbergen, am andern Ende Narni an steiler Bergwand mit der hochgespannten Römerbrücke über der Nera, bis endlich der zackige Sorakte, das langgestreckte Sabinergebirge und der Regel des Monte Cavo über dem Berggringe des Albanergebirgs auftauchen, und in der weiten, grünen, stillen Ebne der Campagna die Peterskuppel die „ewige Stadt“ verkündet. Ich habe niemals das Urtheil Goethes begriffen, Rom käme ihm, mit

Neapel verglichen, wie „ein übelplazirtes Kloster“ vor. Gewiß, an bestrickendem Reiz der Lage kann es sich nicht mit Neapel messen, aber der Wechsel von Thal und Hügel in der Stadt selbst giebt beständig die herrlichsten Blicke, bald über einzelne Teile, bald über das ganze Häusermeer hinweg auf die Campagna, die im Frühjahr ein üppig grünes, blumenbuntes Weideland ist, unterbrochen nur von einzelnen Pachtböfen, den endlosen Bogen der Aquädukte und den weithin sichtbaren Gräberreihen der Via Appia, die schnurgeraden Laufs dem Albanergebirge zueilt. Im weiten Halbmond umschließen den Horizont die langen Linien der Gebirge. Hier leuchtet an der Wand der Sabinerberge Tivoli auf, dort schimmern vom Albanergebirge herüber Frascati, Rocca di Papa, Castel Gandolfo, und wenn beim Sonnenuntergang der feurige Ball hinter der Peterkluppel sinkt und alles in bläulich-violetten Duft eintaucht und die Glocken der weiten Stadt zum Ave Maria läuten, während du einsam oben auf dem Monte Testaccio stehst, die Pyramide des Cestius an der getürmten Zinnenmauer Aurelians und die dunkeln Cypressen des deutschprotestantischen Friedhofs zu Füßen, dann giebt das ein Landschaftsbild, das an ernster Großartigkeit auf der ganzen Erde nicht seinesgleichen hat. Und dann wieder der Blick vom Tempel der Sibylle in Tivoli hinab auf die senkrecht abstürzenden, mit üppigem Grün bekleideten Felschluchten, in die zahllose schäumende Wasserstürze rauschen, oder die Aussicht vom Monte Cavo, dem uralten heiligen Berge des Latinerbundes, dem natürlichen, überall sichtbaren Mittelpunkt Latiums, auf der einen Seite nach dem riesigen vulkanischen Ringwall, der die kreisrunde, grüne Ebne des Castro di Annibale umschließt, und dem weiten zweiten Walle von Tusculum und Rocca priore, auf der andern tief hinunter nach dem stillen, dunkeln Spiegel des Albaner- und des Nemisees zwischen steilen, jetzt üppig bewachsenen Kraterwänden, hinaus über die grüne Campagna auf Rom, dessen Häusermassen in der Ferne wie ein breiter, heller Streifen aufleuchten, und auf die lichtblaue Fläche des Meeres. Fürwahr, wer vermiste in diesem Bilde die dunkeln Wälder der Heimat? Enger als irgendwo sonst zeigt sich die Verbindung von Gebirge und Meer beim Golfe von Neapel. Wer wollte sagen, welcher Standpunkt das schönere Gesamtbild bietet: ob das alte Kartäuserkloster San Martino am Castell San Elmo mit seiner unvergleichlichen Stadtansicht, oder die herrliche Küstenstraße nach dem Posilippo, oder die Höhe von Camaldoli, oder endlich der Vesuv, der von seinem Gipfel aus wie eine ungeheure, unheimliche schwarzgraue Anhäufung von Asche, Lava und Schlacke inmitten einer gesegneten, blühenden Landschaft erscheint? Aber auch jeder einzelne Punkt ringsum ist von eigener Schönheit: Pompeji auf reich angebauter Fläche mit dem alten Zerstörer, dem Vesuv, hinter sich, der Sorrentiner Gebirgskette und dem Meere vor sich, Castellamare zwischen grünen Waldbergen und der See, das in saftigem Grün prangende schöne Thal von La Cava zwischen Nocera und Salerno, dann

Salerno selbst am Fuße zackiger Berggipfel mit dem wundervollen Blick auf den Golf und die Steilküste von Amalfi, das liebliche Sorrent, mitten in Drangengärten auf senkrecht abstürzenden, gelbbraunen Kalksteinwänden hoch über dem blauen Meere thronend, endlich der steile, graurötliche Felsberg von Capri, rings umspült von der lichten Flut. Und nach Griechenland wöhnt man sich versetzt, wenn man die Tempel von Pastum in ihrer schlichten Größe auf einsamer grüner Ebene erblickt zwischen dem malerischen Ringe der Gebirge und der See. Einst waren sie umgeben von einer rührigen, ansehnlichen Stadt, jetzt liegen sie still zwischen Feldern und Wiesen und einzelnen stattlichen Pachtböfen, die das noch wohlerhaltene Viereck der gewaltigen, fünf Meter starken Stadtmauer ausfüllen, während sich in den Sümpfen des nahen Sele plumpe Büffel tummeln.

Doch nicht die landschaftliche Schönheit ist es in erster Linie, die den gebildeten Nordländer nach Italien zieht; noch stärkere Anziehungskraft üben die Denkmäler einer hohen Kultur und einer großen Geschichte von zweiundeinhalb Jahrtausenden. Die griechische Kultur ist älter und ursprünglicher, aber zwischen ihren noch übrigen monumentalen Resten und der Gegenwart klafft eine Lücke, in der das Land halb oder ganz der Barbarei verfallen war und unmittelbar nicht den geringsten Einfluß auf das Abendland geübt hat. In Italien ist die Entwicklung zwar zuweilen ins Stocken geraten, aber doch eigentlich niemals unterbrochen worden, und kein fremdes Land hat mit uns in so innigen, mannichfaltigen und fortgesetzten Beziehungen gestanden wie Italien, wie andererseits Deutschland auf keines seiner romanischen Nachbarländer so tief und nachhaltig eingewirkt hat. Der tiefe Unterschied, der noch heute zwischen der Nord- und der Südhälfte des Landes besteht, hängt wesentlich mit der Thatsache zusammen, daß der Süden dieser germanischen Einwirkung so gut wie verschlossen blieb — denn die Normannen waren, als sie dort ihre Herrschaften gründeten, bereits französisch, und die Hohenstaufen herrschten hier nur ganz vorübergehend mit deutschen Kräften — und dafür byzantinischen, arabischen, französischen und spanischen Einflüssen offenstand. Daher vertreten die Städte Ober- und Mittelitaliens in ihrer trotzigen republikanischen Selbständigkeit auch ein germanisches Element, und ihre Baudenkmäler reden vor allem vom Mittelalter und der Renaissance, allerdings in charakteristisch italienischen Formen und ausgestattet mit einer überwältigenden Fülle künstlerischer Arbeit, von der man im Norden doch kaum eine Ahnung hat. Die hohen Häuser mit flachgeneigten, ziemlich stark vorspringenden rotbraunen Ziegeldächern und hohen Fenstern hinter grünen Salousien an engen, mit prachtvollen, großen Kalksteinplatten gepflasterten Straßen sind allen diesen Städten gemeinsam, die lustigen, oft spitzbogigen Arkaden längs der Gassen besonders denen der Potiefebene, wie Bologna und Padua, eigentümlich, obwohl sie z. B. auch in Pisa nicht fehlen. Dazwischen öffnen sich weite Plätze mit stolzen mittelalterlichen öffentlichen Palästen, die

und da ragt eine der alten gezimten Stadtburgen eines Adelsgeschlechts auf, die eine friedlichere Zeit später in immer noch ernste Paläste umwandelte; mächtige Kirchen in romanischem Stil oder in italienischer Gotik, die doch die antiken Überlieferungen immer festhält, im Polande fast immer aus Backstein erbaut, in Toscana mit buntem Marmor bekleidet, bezeugen die Frömmigkeit, den Reichtum und den Stolz dieser Bürger, und stille, malerische Klosterhöfe zeigen, wie sich die städtischen Mönchsorden abschlossen gegen das laute Getümmel ringsum. Kaum giebt es da eine Stadt, die nicht einen Platz von besondrer, ernster, zuweilen fast hinreißender Schönheit hätte. Ich schweige ganz von Venedig, denn der Markusplatz mit der Piazzetta hat in der ganzen Welt so wenig seinesgleichen wie die Stadt überhaupt; aber auch Verona hat in der herrlichen Piazza dei Signori mit der gotischen Stadtburg der Skaliger und der Loggia del Consiglio in anmutigster Frührenaissance ein Juwel; Bolognas alter Stadtplatz vereinigt in dem Riesenbau von San Petronio und den burgähnlichen Palästen der Gemeinde und des Podesta kirchliche und weltliche Größe, und welche Erinnerungen weckt in Florenz die Piazza della Signoria mit dem Palazzo vecchio und der Loggia dei Lanzi, oder der marmorprangende Dom, San Lorenzo, Santa Croce oder San Miniato auf seiner Höhe! In Pisa ist alle Herrlichkeit auf den einen Domplatz zusammengedrängt. Auch die Stadtplätze von Pistoja oder Perugia verraten denselben stolzen, thatkräftigen, kunstfönnigen Bürgergeist. Das römische Altertum tritt in diesen Städten sehr zurück. Außer dem riesigen Amphitheater von Verona und dem Theater von Fiesole sieht man von erhaltenen antiken Bauwerken wenig mehr als römische oder auch etruskische Stadtmauern, die zuweilen im Mittelalter weitergeführt worden sind. So zeigt z. B. das Augustusthor in Perugia in seinen drei Schichten drei Zeitalter: unten die etruskische Grundlage, in der Mitte römisches Mauerwerk und oben eine romanische Halle. Denn das wird man ja überhaupt bald inne, daß das Altertum für die Italiener niemals etwas fertiges und abgeschlossenes, sondern immer etwas fortwirkendes, lebendiges, ein unvergessenes Stück der nationalen Vergangenheit gewesen ist und noch heute ist.

Nirgends tritt das natürlich mehr hervor als in Rom. Noch heute umgiebt, ganz unvermittelt aus dem menschenleeren Weidelande der Campagna aufsteigend, die hohe altersgebräunte Mauer Aurelians die Stadt, beständig ausgebessert, verstärkt, umgebaut und seit 1500 Jahren fast in jedem Jahrhundert bestürmt bis zum 20. September 1870, wo die italienischen Geschütze Bresche bei der Porta Pia legten. Die Engelsburg, das alte Grabmal Hadrians, hat ihr Schicksal geteilt. Eine ganze Anzahl Kirchen, alte, wie neue, sind unmittelbar aus antiken Gebäuden umgestaltet worden, das Pantheon, San Cosma und Damiano (aus dem Tempel des Romulus), San Lorenzo in Miranda (aus dem Tempel des Antoninus und der Faustina), San Pietro in Carcere (aus dem Carcer Mamertinus), San Stefano rotondo (aus einer antiken Markt-

halle) u. a. m. Andre Kirchen stehen auf der Stelle antiker Tempel, wie Aracoeli auf dem Kapitol die Stätte des Jupitertempels einnimmt, San Clemente sich über einem Mithrasheiligtum erhebt, Santa Maria sopra Minerva über einem Minervatempel steht. Noch andre sind mit Verwendung bearbeiteten antiken Materials, namentlich der Säulen, gebaut, wenn diese auch selten so ganz äußerlich zusammengestellt sind wie in Aracoeli, wo sie die verschiedensten Ordnungen und sogar verschiedne Länge zeigen. Denn im ganzen Mittelalter und bis tief in die Neuzeit hinein haben die Römer die antiken Bauten, die keinem praktischen Zwecke mehr dienten, um alle antiquarischen Erwägungen unbekümmert, nach ihren Bedürfnissen umgestaltet oder als willkommene Steinbrüche benutzt, sie teilweise ganz abgebrochen (wie zwei Drittel des Kolosseums) oder sie ihrer Säulen und ihres Marmor Schmuckes beraubt, sodaß jetzt oft genug nur noch der rohe Ziegelkern steht. „Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über alle Begriffe gehen,“ sagt Goethe. In der That ist die Verwüstung, besonders der wichtigsten antiken Stätten, fast unglaublich. Der erste Eindruck, den mir das Forum Romanum machte, war, offen gestanden, nichts weniger als erhebend, sondern eher verstimmend, denn außer den imposanten Wölbungen der Konstantinsbasilika, einigen Säulengruppen und geringen plastischen Resten sieht man kaum etwas andres als unschöne, fast gestaltlose rotbraune Ziegeltrümmer, und geradezu erschütternd kann die Verwüstung der in ihren Trümmern noch überaus großartigen Kaiserpaläste des Palatinus wirken. Von den verödeten, teils zufällig, teils planmäßig halb oder ganz verschütteten Resten haben dann Kirchen und Klöster und Willen Besitz ergriffen und sie mit Neubauten, Weinpflanzungen und Gärten bedeckt oder umgeben. Daher trägt noch heute fast der ganze Süden des alten Stadtbodens einen halb ländlichen Charakter, wie vor 1870 auch die Hügel im Osten und Norden. Das bewohnte Rom hat sich eben nach dem alten Marsfelde in der Tiberkrümmung verschoben, und um und in den einst stolzesten Teilen der kaiserlichen Stadt, um die Fora und das Kapitol hat sich in engen, winkligen, schmutzigen Gassen das römische Kleinbürgertum eingeknistert, das sie noch heute behauptet. Und doch möchte man diese Umgestaltung nicht allzu sehr bedauern, denn an malerischem Reiz geht nichts über jene halb ländlich gewordenen Trümmerstätten des Palatin, des Cälius, des Aventin. Wer diesen Reiz völlig genießen will, muß von der schwindelnden Höhe des Kolosseums nach Süden blicken oder vom Garten der Villa Mattei auf dem Cälius aus nach den Caracallathermen, der Stadtmauer und der Campagna hin, oder er muß auf der Terrasse der bekannten Osteria Prisca am Hange des Aventin über dem alten Circus maximus und angeblickt des Palatin am Abend bei einer Flasche Landwein sitzen; da sieht er nichts als antike Reste, von Gärten und Wiesen umgeben, von Cypressengruppen, Pinien und einzelnen schlanken Palmen überragt. Nirgends wird man es mehr inne als hier, daß

Rom nicht sowohl eine Stadt, als eine ganze Landschaft ist. Die wissenschaftlich so wichtigen Ausgrabungen auf dem Forum haben jetzt diesen Charakter dort völlig zerstört — der alte Campo Vaccino mit seinen großhörnigen weißen Rindern, wie ihn Goethe sah, war jedenfalls viel malerischer —, und man möchte den barbarischen Wunsch hegen, daß auf dem Palatin nicht weiter gegraben werde, damit nicht an Stelle des Restes der farnesischen Gärten und der Villa Mills noch mehr formlose Ziegeltrümmer treten.

So hat sich das antike mit dem christlich-päpstlichen, vor allem dem frühmittelalterlichen Rom zu einer großen Einheit verschmolzen. Von der Gotik ist es fast ganz unberührt geblieben, von gotischen Kirchen und Stadtburgen hat es nichts oder fast nichts, denn in diesem Stile brachte das stolze Bürgerthum des ausgehenden Mittelalters seinen künstlerischen Trieb zum Ausdruck, und ein solches gab es in Rom nicht. Selbst die Frührenaissance ist daher in der „ewigen Stadt“ nur schwach vertreten. Ihre neue Herrlichkeit beginnt erst mit der Hochrenaissance und läuft aus im Barock, denn in diesen Bauformen fand der neue Machtaufschwung des Papsttums die ihm entsprechenden prunkvollen Mittel. Doch das Altertum verlor seine lebendige Bedeutung für die Gegenwart nicht, sondern steigerte sie nur noch. Noch immer dauerte die unmittelbare Verwendung antiker Baureste fort. In den riesigen Diokletiansthermen baute Michelangelo den schönen Kreuzgang des Kartäuserklosters, und aus dem Hauptsaal der Thermen gestaltete er die gewaltige Kirche Santa Maria degli Angeli, während sich noch später ein kleinerer Kuppelsaal in die Kirche San Bernardo, ein Abbild des Pantheon, verwandelte. Aber vor allem wirkten römische Kaiserbauten jetzt vorbildlich. Bramante wollte das Pantheon auf die Wölbungen der Konstantinsbasilika setzen und entwarf darnach den Plan zur Peterskirche, das Vorbild für unzählige andre. Seitdem beherrschen die zahlreichen Kuppelkirchen neben den schlanken romanischen Glockentürmen das Stadtbild Roms. Aus denselben Zeiten stammen die heitern Willen und Paläste des römischen Adels, die mit ihren jetzt oft mit Springbrunnen und eleganten Gartenanlagen geschmückten Säulenhöfen einigermaßen an das antike römische Haus erinnern, weil sie wie dies die Gemächer um einen innern Mittelpunkt gruppieren und nach aristokratischer Weise von der Außenwelt abschließen, und nicht minder die großartigen Springbrunnen, deren weithin hörbares Rauschen und quellende Frische ein Stück belebender und erquickender Natur in die Steinmassen der Großstadt bringen. Zahllose Inschrifttafeln verkünden überall die Päpste als Bauherren, als würdige Nachfolger der römischen Cäsa ren, und leicht mögen ihre Prachtbauten denen der Kaiser mindestens gleichstehen. Auf den Deutschen macht es dabei einen seltsamen und fast wehmütigen Eindruck, daß an die deutschen Kaiser, die ein Jahrtausend lang entweder wirklich über Rom geboten oder wenigstens nach ihm den Titel führten, nicht ein einziges Bauwerk erinnert, was in einem so

kunstfrohen Volke wie dem italienischen fast allein genügend sein mußte, sie als eine fremde, störende Macht erscheinen zu lassen, und sicher ein klarer Beweis dafür ist, daß ihre Herrschaft hier immer nur stoßweise wirkte und niemals Wurzel faßte, trotz aller Blutströme und aller Kraftanstrengung. Wie ganz anders hat da doch selbst das kurzlebige Königtum der Ostgoten gehandelt, das in wenigen Jahrzehnten das stille Ravenna mit seinen Denkmälern erfüllt hat!

Der Gegensatz wird besonders augenfällig, wenn man damit die junge nationale Monarchie des Hauses Savoyen vergleicht. Denn über das antike und das päpstliche Rom schiebt sich seit fünfundzwanzig Jahren eine dritte Schicht, das königliche, das italienische Rom. Es hat mit breiten geraden Prachtstraßen, stattlichen Palästen und weiten Plätzen Besitz ergriffen von den mehr als ein Jahrtausend hindurch verödeten Hügeln im Nordosten, es durchbricht hier und da das Gassenwinkel der mittelalterlichen Stadt, es bedeckt leider auch mit einförmigen Mietkasernen die prächtigen alten Parkgründe der Villa Ludovisi, die einst malerischen Prati di Castello bei der Engelsburg, die früher so stille Umgebung des Monte Testaccio und des Kolosseums, es faßt mit gewaltigen Mauern den Tiberfluß ein, um den alten Schadenstifter zu zähmen, an dessen verwüstende Tätigkeit noch manche Überschwemmungsmarke bis ans Pantheon hin erinnert, und überspannt ihn mit neuen Stein- und Eisenbrücken. Unzweifelhaft ist Rom dadurch sehr viel gesünder, lustiger und reinlicher geworden, aber an poetisch-historischem Reiz hat es schon sehr viel eingebüßt, und so wenig man es den Römern verargen kann, daß sie ihre Stadt modernisieren, so weit es für die wirklichen Bedürfnisse notwendig ist, so sehr würde doch ein Zuviel die Anziehungskraft mindern und Rom des Eigentümlichsten, seiner Eigenschaft als eines riesigen historischen Denkmals von Jahrtausenden berauben.

Wenn sich schon Rom von den mittel- und norditalienischen Städten wesentlich unterscheidet, so tritt Neapel zu beiden in sehr scharfen Gegensatz. Von den Denkmälern städtischer Selbstherrlichkeit ist auf diesem altmonarchischen Boden natürlich nichts vorhanden: aus dem Mittelalter stammen nur ein paar Kirchen und die finstern Zwingburgen, die das unruhige Volk im Zaume halten sollten; das übrige ist mehr oder weniger modern. So ist Neapel als Stadt, mit Rom oder Florenz verglichen, eigentlich uninteressant, aber immerhin äußerst charakteristisch durch seine Bauweise, die schluchtenartig engen, oft steilen Gassen, und den unglaublichen Schmutz. Erst die neueste Zeit hat begonnen, durch prachtvolle Glasgalerien, schöne Straßen am Meere, große Durchbrüche und einen ganz neuen Stadtteil oben auf dem Vomero beim Kastell San Elmo dies alte Stadtbild umzugestalten. Auch die kleinern Orte rings um den Golf sind kunstgeschichtlich nicht besonders interessant. Von der antiken Herrlichkeit des Golfes von Bajä, der einst so glänzenden altrömischen Badestadt, die an-

gesichts der stillen, für das Auge wie ein Landsee geschlossenen Bucht mitten inne lag zwischen dem damaligen ersten Handelshafen Italiens Puteoli (Pozzuoli), wo der Apostel Paulus landete, und dem großen Kriegshafen am schönen Tafelberge von Misenum, wo im Jahre 79 der ältere Plinius als kommandirender Admiral den ersten und furchtbarsten Ausbruch des Vesuvus beobachtete, ist wenig mehr übrig: einige Säulen des Serapistempels, das Amphitheater und Reste des antiken Hafendamms in Pozzuoli. Dafür freilich liegt gegenüber Pompeji. Goethe vergleicht es mit einem eingeschneiten Bergdorf; ich möchte es eher eine ungeheure Brandstätte nennen, nur ohne Feuer Spuren. Kein gebildeter Mensch wird sich dem tiefen Eindruck dieser ausgestorbenen Stadt entziehen können. Denn hier tritt uns eine achtzehnhundertjährige Vergangenheit nicht wie sonst in spärlichen Resten, mit spätern Thaten versetzt und dadurch näher gerückt entgegen, sondern ganz unmittelbar in der Gestalt, die sie bei der plötzlichen Vernichtung dieses Lebens gehabt hat. Am stärksten ist dieser Eindruck bei einem erst jüngst ausgegrabnen Hause, an dessen Aufdeckung noch gearbeitet wurde: in dem schönen Peristyl stehen zwischen den weißen Marmorstücksäulen noch heute die Tische, Springbrunnen und Statuetten aus Marmor oder Bronze, wie an dem verhängnisvollen 24. August 79, die Marmorgebilde so tadellos erhalten, als wenn sie gestern gemeißelt wären, und die Wände mehrerer Zimmer zieren schöne Fresken in den frischesten Farben, darunter als das merkwürdigste Gemälde eine Darstellung der Szene, die wir aus der Gruppe des farnesischen Stieres kennen. Es ist, als ob der vor 1816 Jahren geflüchtete Besitzer jeden Augenblick eintreten könnte, um sein Eigentum wieder zu übernehmen und das stattliche Haus wieder wohnlich herzustellen, was gar keine Schwierigkeiten haben würde. Sollte es denn überhaupt nicht möglich und geraten sein, ein pompejanisches Haus, vielleicht gerade dieses, völlig in seinen alten Zustand zurückzusetzen? Das würde unendlich anschaulicher sein als jedes Modell und vor allem besser, als die Anhäufung zahlloser Gegenstände in einem Museum, wo sie, sauber nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, ungefähr den Eindruck machen wie ein antikes Magazin für häusliche Einrichtung. Ein solches ist tot, das andre wäre lebendig.

Ich habe im Vorstehenden nur leichte Skizzen und persönliche Eindrücke geben wollen. Ganze wichtige Kapitel habe ich beiseite gelassen, vor allem jedes nähere Eingehen auf die tausendmal besprochenen Museen und einzelnen Kunstwerke. Es kam mir, wie gesagt, vor allem auf das lebendige Italien und seine großen Zusammenhänge mit der Vergangenheit an. Die Überzeugung nimmt man doch aus dem Lande mit hinweg, daß dieses Volk nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft hat. Sie wird nicht so stolz sein wie die Vergangenheit, weil die Voraussetzungen ganz andre geworden sind, aber sie wird der Vergangenheit nicht unwürdig sein.